Richard Hölzl

Auf der Suche nach dem kulturellen Erbe von Iringa.

Ein Gespräch über antikolonialen Widerstand, Museen und Tourismus mit Jan Küver

Jan Küver arbeitet seit fast zehn Jahren am Institut für Kulturanthropologie und Tourismus-Studien der Universität Iringa, die von der Evangelisch-Lutherischen Kirche Tansanias getragen wird. Zurzeit befindet er sich in Göttingen, wo er während eines Forschungsfreisemesters seine Dissertation fertigstellt. Seit 2012 ist er außerdem Projektmanager bei *fahari yetu*, einer Organisation, die das kulturelle Erbe der Stadt und Region Iringa in Zentraltansania erhalten und für den Tourismus erschließen will. 2016 hat *fahari yetu* nach vier Jahren Konzeption und Bau das Museum und Kulturzentrum *Iringa Boma* eröffnet. Das Gespräch führte Richard Hölzl.



Abb. 1: Das Museum Iringa Boma nach der Restaurierung; Quelle: fahariyetu.net

Werkstatt Geschichte Jan, du bist Projektleiter bei fahari yetu in Iringa. Euer Hauptprojekt ist die Iringa Boma – ein regionales Museum und Kulturzentrum. Bevor du uns mehr über die Boma und fahari yetu erzählst, möchte ich dich fragen: Hast du ein Lieblingsstück in der Ausstellung?

Jan Küver Es gibt ein Objekt, dass wir leider noch nicht in der Ausstellung haben, das wir aber gerne hätten: der Zahn von *Chief* Mkwawa, der vor drei Jahren aus Deutschland nach Iringa zurückgebracht wurde. Unsere Idee war, den Zahn im Museum auszustellen, als das

wichtigste oder sagen wir mal »größte« Objekt. Bisher haben wir es noch nicht geschafft, ihn zu bekommen, da es verschiedene Interessen gibt, die Regierung, die Familie des *Chiefs*. Die Verhandlungen laufen noch.

Mkwawa war der Chief der Hehe als die Deutschen das Gebiet um Iringa erobern wollten. Er besiegte 1891 ein deutsches Expeditionkorps. Bei den Hehe galt er danach als Held und bei den Deutschen als Erzfeind. Erst sieben Jahre später schaffte es die Kolonialarmee, Mkwawa endgültig zu besiegen. Der Zahn des Chiefs – wer hat den jetzt, weißt du das?

Die Familie des *Chiefs*, die heutige Familie Mkwawa. Die Rückgabe war ein privates Ding zwischen den Nachkommen von Tom von Prince und den Nachkommen des *Chiefs*. Unter von Prince wurde Iringa, die Hauptstadt des Hehe-Reichs, von deutschen Kolonialtruppen 1896 erobert. Das war ja eine ziemlich grausame Geschichte: Der Krieg zwischen der deutschen Kolonialtruppe und den Hehe unter Mkwawa dauerte von 1891 bis 1898. Am Ende nahm sich Mkwawa das Leben. Nachdem die Leiche geborgen wurde, hackten die Deutschen den Kopf ab, um ihn nach Deutschland zu schicken. Dann lag der Kopf wohl ein paar Tage bei von Prince und er hat sich einen Zahn herausgebrochen als persönliches Souvenir. Die Nachkommen des Hauptmanns hatten deswegen Schuldgefühle und wollten den Zahn gerne zurückbringen, als Akt der Versöhnung. Die Familie Mkwawas hat ihn an sich genommen. Die Regierung war eher skeptisch und meinte, das müsste nochmal alles genetisch überprüft werden, bevor wir es öffentlich ausstellen.

Habt ihr noch Hoffnung, dass ihr den Zahn für das Museum bekommt?

Als wir 2016 unser Museum eröffnet haben, kochte dieses Thema sehr hoch. Zuerst meinte die Regierung, das müsste alles Schritt für Schritt nachgewiesen werden. Von Seite der Familie ging es ein bisschen darum: Was haben wir davon, wenn das öffentlich ausgestellt wird? Dann krachte es zwischen der Regierung und der Familie, also haben wir uns ein bisschen im Hintergrund gehalten, weil das eben auch ein politisches Objekt ist.

Auf die politische Aufladung würde ich gerne später noch mal zurückkommen und darauf, was Rückgabefragen in den lokalen, regionalen und nationalen Communities auslösen, in die Gegenstände zurückgegeben werden. Das spielt in der deutschen Diskussion eigentlich fast keine Rolle. Zurückgegeben heißt hier: erledigt. Vorher aber würde ich gerne weiter zur Ausstellung fragen: Kannst du beschreiben, wie der Weg des Besuchers oder der Besucherin durch die Ausstellung ist?

Die Ausstellung ist in einem alten deutschen Kolonialgebäude zu Hause, das wohl als Militärhospital gebaut wurde. Einen großen Reiz dieser Ausstellung macht aus, wie du auf dieses imposante Gebäude zukommst, das wir restauriert haben, und dann durch den Innenhof gehst. Die hohen Wände und die Architektur aus der Zeit können beeindrucken. Die Ausstellung selbst hat fünf Räume: Wir haben am Anfang ein paar Informationen, wie es zu dieser Ausstellung, zu unserem Projekt gekommen ist; und die Geschichte des Gebäudes haben wir aufgearbeitet. Dann geht man in Raum 1, der sich mit der Geschichte auseinandersetzt. Da haben wir vorkoloniale Geschichte und Kolonialgeschichte. Besonders den Konflikt zwischen den Einheimischen und den deutschen Besatzern haben wir in einigen Schaukästen aufgearbeitet. Dann geht es darum, wie sich die Gesellschaft innerhalb der Kolonialepochen weiterentwickelt hat, die deutsche Zeit (1891–1916), die briti-



Abb. 2: Das Team von Iringa Boma - Regional Museum and Cultural Centre; Quelle: fahariyetu.net

sche Zeit (1916–1961), dann die postkoloniale Phase mit dem Afrikanischen Sozialismus (1961–1985). Wir zeigen, welche Rolle die Mission und die Kirchen gespielt haben; und auch die letzten Jahre nach dem Ende des Sozialismus, die Marktöffnung und heute die Einflüsse der Globalisierung.

Das ist alles auf die Stadt bezogen?

Ja, und die Region. Iringa ist eine Universitätsstadt. In den letzten 15 bis 20 Jahren haben mehrere Universitäten aufgemacht. Sie verändern das Stadtbild nachhaltig, da wesentlich mehr Leute aus verschiedenen Teilen des Landes dort hinkommen, um zu studieren.

Und nach dem geschichtlichen Teil?

Der zweite Raum ist als temporäre Ausstellung konzipiert. Bisher geht es um Worship and Healing, Heilglaube und Heilmethoden vor der Ankunft von Christentum und Islam, das Erbe, das darin steckt und wie sich das heutzutage manifestiert. Das ist eine Fotoausstellung zusammen mit kleinen Textinputs und auch einigen Objekten, die aus einer längeren Forschungsarbeit erwachsen ist. Raum 3 ist für viele Besucher visuell beeindruckend: Hier geht es um Ethnografie bzw. ethnische Kultur, die durch sehr viele Objekte repräsentiert wird, weniger durch Schautafeln und Fotos. Das Motto ist From Land to Plate: Landwirtschaft, Anbau, Zubereitung und Essen, aus einer ethnischen Perspektive. Einige Objekte weisen auch über die afrikanische Bevölkerungsgruppen hinaus. Zum Beispiel werden die Griechen repräsentiert, die zum Tabakanbau nach Iringa kamen: Wir haben Tabak im Halbprozess ausgestellt. Wir haben auch den deutschen Input drin, etwa ein altes gusseisernes Bügeleisen. In Tansania kennt das jeder, mit Holzkohle heiß gemacht. Ein altes Transistorradio aus den 1950er/60er Jahren repräsentiert den Umbruch zur Unabhängigkeit.





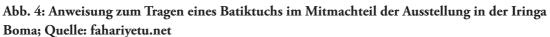
Abb. 3: Lokale Tanzgruppe bei der Eröffnungsfeier des Museums; Quelle: fahariyetu.net

Und in den beiden weiteren Räumen?

Da gibt es Mitmach-Objekte: Die Besucher können ausprobieren, sich einen Kanga umzubinden. Das sind Batik-Kleider, die sehr populär sind. Oder sie versuchen Mais zu stampfen, in einem großen Stampfer. Man kann sein Gesicht in eine Pappwand mit *Chief*-Motiv stecken und Fotos machen. Das ist sehr beliebt, bei fast allen Besuchern. Wenn wir Minister zu Besuch hatten oder den UN-Chef von Tansania, stellten die sich immer rein: Foto machen und auf Twitter posten. Kinder machen das natürlich auch, wenn wir Schulklassen haben. Raum 5 soll den Besuchern Lust machen, sich andere Orte in Iringa anzuschauen, um Tourismus zu fördern. Zum Beispiel ist ein Nachbau der Säulen von Ismila zu sehen, eine archäologische Ausgrabungsstätte innerhalb der Stadt. Wir verweisen auf den *Ruaha National Park*, also den Bereich Naturtourismus, und auf andere Stätten, die historischen Wert haben in Zusammenhang mit der Mkwawa-Geschichte.

Wen wird man im Museum üblicherweise treffen?

Das Museum ist der Hauptteil eines größeren Projekts, EU-gefördert, in dem wir generell versuchen, das Kulturerbe von Iringa Stadt und Region zu erhalten und zu entwickeln, um Einnahmen zu schaffen über Kulturtourismus. Wir haben über das Museum hinaus sehr viel Öffentlichkeitsarbeit in den Gemeinden und *capacity building* gemacht. An unserer Uni haben wir versucht, die Lehre zu verbessern, so dass unsere Studierenden praktische Erfahrung in einem Projekt sammeln können. Diese ganzen verschiedenen Aktivitäten kulminieren immer im Museum: Leute, die eigentlich eher *community outreach* machen, treffen sich möglicherweise mit *artisan groups*. Wir haben einige Tanzgruppen, die wir fördern, und einen traditionellen Musiker. Wenn Workshops laufen, finden die auch in der *Boma* statt. Es gibt



einen Konferenzraum und wir haben einen großen Dachboden, der genutzt werden kann. Im Museum sind Leute angestellt. Es sind also nicht nur ich und mein Assistent Jimson Sanga, den du ja auch getroffen hast. Wir haben ein Team, das dort tagtäglich an der Ausstellung mit den Besuchern arbeitet. Vier der fünf Mitarbeiter sind ehemalige Studierende von uns, eine hat in Daressalam studiert. Außerdem gibt es ein Café; da sind dann auch Touristen, die dort Kaffee trinken und Kuchen essen.

Wer besucht das Museum?

Die Besucher sind sehr gemischt. Die größte Zahl sind Tansanier, Schulklassen und auch Privatbesucher, aber eben auch Touristen und Expats, die in Tansania und Iringa gerade leben. Die sind eigentlich alle gekommen, als wir aufgemacht haben, um sich das mal anzuschauen.

Ihr habt euer Gesamtprojekt fahari yetu genannt. Was heißt das auf Deutsch?

Fahari yetu heißt auf Deutsch so viel wie: »Unser Stolz«.

Und was steckt dahinter?

Wir wollen Kulturerbe erhalten und nutzen. Dafür ist es nötig, Identifikation entweder zu erhalten oder neu zu schaffen. In den *Heritage Studies* gibt es verschiedene theoretische Ansätze, zum Beispiel über emotionale Bindungen an *heritage resources*. Gerade im afrikanischen Kontext wurde viel durch den Kolonialeinfluss überdeckt: Alles, was vorher war, galt im Grunde als schlecht und musste ersetzt werden durch einen *modern way of life*. Dem ein bisschen entgegentreten, zeigen, dass das, was Geschichte, was Herkunft betrifft, einen Wert

hat, den Leute behalten sollten für sich, das heißt »Unser Stolz« – die Identifikation mit dem Erbe erhalten und weiter ausbauen.

Wie kam es zu dem Projekt fahari yetu?

An der Universität von Iringa hatten wir immer eine große Herausforderung, dass wir Universitätsarbeit machen, aber irgendwie der Link fehlte mit der Gesellschaft oder mit den *Communities*: Wie setzt du das, was da theoretisch entwickelt wird, in der Gesellschaft um? Wir wollten das akademische mit dem normalen Leben verbinden. Und dann kam zu der Zeit, als wir viel darüber nachgedacht haben, eine Ausschreibung von der EU, bei der es um Kulturerbe ging. Wir machen Kulturanthropologie und Tourismus. »Heritage« ist einer der großen Links zwischen diesen beiden Fächern. Wir haben gesagt, da reichen wir mal eine Projektskizze ein und die ging durch. Als auch die *Full Application* angenommen wurde, ging es los. Angefangen haben wir 2013 und 2016 haben wir das Museum aufgemacht.

Wie ging das praktisch, nachdem das Konzept entwickelt war? Das Gebäude finden und instand setzen?

Genau, zum Zeitpunkt der Projektskizze hatten wir die *Boma* noch nicht im Blick. Die Idee kam zwischen Projektskizze und komplettem Projektantrag auf. Da sagte aber jeder: ja, das ist es doch jetzt. Wenn wir ein Kulturzentrum aufbauen, dann nehmen wir dieses historische Gebäude. Vorher war das die Landkreisverwaltung. Ich selber habe da drin noch meine standesamtliche Trauung gehabt und die Geburtsurkunde meiner Tochter ausgestellt bekommen. Aber es war runtergekommen, taugte für ein Verwaltungsgebäude nicht mehr. Der erste Schritt war, die Genehmigung von der Regierung zu bekommen. Wir mussten eine detaillierte Einschätzung und Dokumentation machen. Unser Architekt musste schauen: Was ist alles kaputt, können wir es ändern, wie ist der Zeitplan und so weiter. Dann mussten wir unsere Pläne in verschiedenen Gremien vorstellen, von der regionalen Ebene bis zum Ministerium. Die Restaurierungsphase dauerte zehn Monate. Danach kam die Installation der Ausstellung. Neben der Bauphase lief die Weiterentwicklung des Designs der Ausstellung, das Ausfindigmachen und Erwerben von Objekten.

Wie habt ihr die Konzeption gemacht? Habt ihr überlegt: Welches Narrativ passt zu dem Ort? Habt ihr mit Leuten geredet: Wie stellt ihr euch das vor? Es ist ja nicht klar, dass sich lokale Gruppen eine Version von Geschichte zu Eigen machen. Wenn man »Unser Stolz« sagt, muss das ja auch angenommen werden?

Natürlich hatten wir die akademische Literatur zu Iringas Geschichte gesammelt und gelesen. Aber die Frage ist natürlich: Reflektiert das das, was die *Community* im Kopf hat, wenn es um die Geschichte des Ortes geht? Die Literatur haben wir als Ausgangspunkt genommen. Aber wir sind dann losgegangen, um die Gemeinden zu fragen. Wir hatten zum Beispiel *focus group discussions* in den verschiedenen Stadtvierteln. Wir haben gefragt, was ist euch wichtig als Kultur, als Erbe in Iringa. Es ging um Stätten, aber auch um Bräuche und Geschichten. Natürlich ist diese Geschichte mit Mkwawa gegen die Deutschen wichtig für die Identifikation der Menschen. Aber die Menschen interessiert dort nicht so sehr die deutsche Kolonialgeschichte. Das ist eher Teil unserer Geschichte. Es ist auch wichtig, sie noch weiter aufzuarbeiten. Sie ist auch Teil der dortigen Geschichte, aber nicht der Fokus der Menschen. Die interessieren sich eher für den Widerstand gegen die deutsche Kolonialmacht und da ist

dieser Mkwawa, der den Deutschen einige Niederlagen zugefügt hat, ein ganz wichtiger Teil der Identifikation. Er zeigt, dass es Widerstand gegen diese Besatzung gab.

Mit wem habt ihr genau gesprochen?

Wir haben versucht, aus den verschiedenen sozialen Gruppen in Iringa Gesprächspartner zu bekommen, angefangen mit den lokalen ethnischen Gruppen. Das wären zuerst die Hehe, aber auch noch ein paar andere Ethnien, Bena, Kinga, im Norden der Region auch Massai. Letztere waren jetzt nicht so im Fokus, aber wenn es um Tourismus geht, dann doch. Es leben auch Nachkommen von Deutschen in Iringa oder haben über Generationen dort gelebt, oder Leute vor Ort mit britischer Herkunft. Die Griechen hatte ich vorhin erwähnt, die im Tabakanbau angefangen haben. Während der britischen Zeit kamen Araber, die heute reiche Familien sind. Inder, sogar schon zu deutschen Kolonialzeiten, ließen sich als Händler nieder. Nach der Unabhängigkeit kamen Leute aus anderen tansanischen Bevölkerungsgruppen in die Stadt, die heute auch ein Teil der Geschichte der Stadt sind. Aus diesen verschiedenen Gruppen haben wir versucht, Interview-Partner für lebensgeschichtliche Interviews zu finden. Wir haben eine ganze Menge lebensgeschichtlicher Interviews mit älteren Bewohnern aufgezeichnet, die auch vielfach weiter zurückgreifen konnten auf Familiengeschichte in den letzten einhundert Jahren.

Zum Beispiel die Familie des *Chiefs*: Die haben ihre eigene Sicht auf die Dinge, auch was Stätten bedeuten in der Region. Dann hatten wir eine Familie gefunden, die deutsche Wurzeln hat, der Uropa war ein deutscher Soldat im Ersten Weltkrieg [Oberst Max Poppe], sein Sohn Hans Poppe Offizier in der tansanischen Armee. Die haben eine ganz andere Sicht auf die Dinge gehabt. Die *Chief*-Familie ist eine exponierte Familie. Die normalen Einheimischen, oder die Araber und Inder, haben manches anders dargestellt. Wir haben versucht, Puzzle-Stücke zusammenzufügen.

Wie repräsentiert man all die unterschiedlichen Stimmen?

Die afrikanische lokale Bevölkerung, die Hehe und andere, müssen im Zentrum stehen, ohne die anderen Gruppen, die eben auch zur Geschichte beigetragen haben, zu ignorieren. So einen Nenner zu finden, war nicht ganz einfach. Wir haben das, was all den Geschichten mehr oder weniger entsprach, versucht in unseren Texten und Bilddarstellungen zu reflektieren. Hier und da gab es Kritik, warum habt ihr das so gemacht, warum ist das nicht so. Zum Beispiel der große Stein, Gangilonga, in Iringa Stadt, ein riesiger Felsen, auf den man raufklettern kann. Über den gibt es verschiedene Geschichten: Die Chief-Geschichte sagt, dass der Gangilonga als worship stone benutzt wurde. Dort hätten traditionelle Praktiken der Ahnen-Verehrung stattgefunden und auch der Chief und die ganzen Hehe hätten dort ihre Ahnen geehrt, kleine Opfergaben, Speisen, kleinere Dinge wie Kerzen und Geschirr dargebracht. Gangilonga, das ist Kihehe und heißt: »der Stein, der spricht«; also dort, wo die Ahnen zu den Leuten in der Gegenwart sprechen. Die Familie mit deutschem Hintergrund präsentierte uns eine andere Interpretation: Als die Deutschen angefangen hatten, die Stadt zu bauen, habe Mkwawa seine Späher ausgeschickt, die von diesem Stein aus immer gut beobachten konnten, was die Deutschen machen. Das hätten die Späher so Buschtrommelmäßig oder mit Vogelgeräuschen von einem Punkt zum nächsten bis zum Chief kommuniziert, der sich zu diesem Zeitpunkt im Busch versteckt hielt. Im Museum und am Stein selbst auf Tafeln haben wir beide Varianten erzählt. Beide Gruppen haben das dann kritisch hinterfragt.

Sind viele der Leute gekommen, mit denen ihr gesprochen habt, und haben versucht sich in der Ausstellung wiederzufinden?

Das auf jeden Fall. Die meisten haben es sehr positiv aufgenommen. Außer in Einzelfällen: Wenn du zum Beispiel zur Familie des *Chiefs* gehörst, siehst du dich als Autorität, was die Geschichte der eigenen Gruppe angeht. Wenn man dann reingeht und noch andere Perspektiven sieht, regt das wahrscheinlich zum Nachdenken an. Grundsätzlich bekommen wir sehr gutes Feedback auf die Ausstellung, das Design, die Inhalte und auch die Umsetzung.

Was ist besonders beliebt?

Die Europäer sind sehr an der Geschichte interessiert. Tansanier auch, aber doch eher an der Mkwawa- und Hehe-Geschichte, weniger am Kolonialismus. Sehr beliebt bei den Tansaniern ist der Ethnografie-Raum mit den verschiedenen traditionellen Objekten und Geräten. Was man vielleicht auch sagen kann: Zwischen Tansaniern und Europäern gibt es verschiedene Erwartungshaltungen an ein Museum. Tansanier erwarten einen didaktischen Ansatz. Ein Museum soll etwas beibringen und klar sagen, was wann und wo gewesen ist. Während Europäer das eher nicht so autoritativ aufgemacht haben wollen, eher selbst entdecken möchten.

Zeigen sich diese Unterschiede in der Ausstellung?

Beim Ausstellungsdesign haben wir mit dem Nationalmuseum Tansanias zusammengearbeitet. Die haben uns einen Kurator geschickt, der in diesem klassischen didaktischen Sinn angefangen hat. Dann hatten wir von der EU, vom Geldgeber, Coaches da, die anregten, noch einen internationalen Berater zu engagieren, der Ausstellungsdesign im internationalen Stil einbringt. Als dann eine externe Beraterin kam, brachte sie eine europäische Perspektive ein: die starren Formen müssen sich auflösen, weißt du, was ich meine?

Ja, die Fragmentierung der Erzählung, des gesamten Narrativs? Ich bin gerade beeindruckt bzw. irritiert von der Ausstellung am DHM in Berlin Deutscher Kolonialismus. Fragmente seiner Geschichte und Gegenwart. Da hat man das Narrativ komplett zerschlagen, im Prinzip hingeworfen; ein Dutzend Aspekte und hunderte Objekte nebeneinander gelegt, die Leute konnten/sollten/mussten sich selber ihre Meinung zum Kolonialismus bilden. Da bin ich sehr skeptisch.

Du hättest es gerne ein bisschen linear?

Ich kenne ja die Iringa Boma nicht, ich meine jetzt die Berliner Ausstellung, die ganz in den Trend reingeht und einfach keine umfassende Deutung zum Kolonialismus liefert, obwohl vielleicht der Kolonialismus ein Thema wäre, wo das durchaus gefragt wäre.

Ja, gut. Bei uns war das Problem, dass die Linearität, diese autoritative Deutung usw. eher zurückgefahren und sozusagen kreativere Selbstentdeckungskomponenten in den Vordergrund gestellt werden sollten. Finde ich persönlich auch gut, wenn ich in ein Museum gehe. Aber okay, wir machen das hauptsächlich für die Leute vor Ort, und die sind eher diesen fertiggedeuteten Diskurs gewohnt. Das ist die Erwartung an ein Museum, und das können wir auch nicht komplett aufbrechen. Eine Ausstellung als Zusammenstellung von »Fragmenten«

wäre in Iringa momentan nicht angemessen, meiner Meinung nach. Wir haben versucht einen Mittelweg zu finden. Das ist schon eher traditionell von den Themen, die wir – linear – abarbeiten. Aber es gibt Raum für alternative Deutungen und einige Komponenten des Mitmachens und Entdeckens.

Die dann doch angenommen werden; man fotografiert sich doch gerne im Chief-Outfit? Ich weiß nicht, inwiefern die Tansanier aus Iringa die Kangas anlegen?

Das ist natürlich eher für Auswärtige. Gerade das Fotomachen ist aber für Tansanier total interessant. Es gibt auch einen Maisstampfer, ein Riesending, das man zu zweit betätigt. Das erste was man hört, ist, »ja früher wurde so was so gemacht« – eher so ein Reflex gegen das Altmodische. Aber wenn die BesucherInnen das Ding dann in der Hand haben, dann hört man »oh ja, das ist eigentlich doch, das sind wir, oder das gehört zu uns«.

Um nochmal zur Frage des Designs, zur Besucherführung zurückzukommen, oder zum Narrativ der Ausstellung: Wie habt ihr einen Weg zwischen der internationalen Beraterin und dem Kurator vom Nationalen Museum gefunden? Oder hat der Kurator versucht, das einzubinden?

Ja, letzteres. Der Kurator hatte schon 2013 die ersten Konzeptentwürfe gemacht. Wir mussten ja auch sehen, was wir auf dem Raum unterbringen können. Dann hat er das inhaltliche Konzept geschrieben. Die internationale Beraterin kam in der konkreten Arbeitsphase dazu und war dann mehrmals vor Ort, und der Kurator, das Team – unsere ehemaligen Studierenden – und sie haben zusammengearbeitet: Wie können wir das umsetzen, wie soll es in den Räumen mit den Vitrinen und Schautafeln aussehen? Jimson Sanga und ich als Projektmanager haben auch unsere Inputs dazu gegebenen und versucht, eine angemessene Synthese zu schaffen. Zwischen unserem Kurator und der ausländischen Beraterin gab es ein wenig Wettbewerb. Er hatte, glaube ich, das Gefühl, sie will das jetzt alles anders machen. Sie hatte vielleicht das Gefühl, er will ihre Ideen nicht gerne aufnehmen. Letzten Endes war die Reibung auch hilfreich.

Ist der Konflikt vorprogrammiert, wenn so unterschiedliche Perspektiven zusammenkommen? Wie handelt man das aus?

Texte schreiben, das hatten wir aufgeteilt, das war nicht einfach in Bezug auf die Deutung von verschiedenen Perspektiven. Zum Beispiel bei den ethnografischen Objekten: Da sind unsere Leute in Teams losgezogen in die Dörfer, auch in der Stadt, in die Communities, um Objekte zu sammeln, passend zum Motto From Land to Plate. Da bekommst du vielleicht ein Objekt von einem Mzee, einem Ältesten, in irgendeinem Dorf. Der Mzee erzählt dann seine Geschichte, zum Beispiel zu einem dreibeinigen Hocker, oder etwas zum Ernten, zum Angeln. Wir haben das alles schön katalogisiert, mit Erfassungsbögen, auf denen eine kurze Geschichte notiert wurde. Aber selbst da ist es oft abhängig von demjenigen, der das besessen hat und der dir erzählt, was es bedeutet. Daraus eine allgemeine Interpretation zu machen, ist schwer: Was bedeutet dieses Objekt für die Hehe als ethnische Gruppe? Da gab es wieder europäisch-afrikanische Unterschiede: Ich und die Beraterin meinten: Warum stellen wir das nicht als persönliche Geschichte aus? Wir könnten doch zum Beispiel Mzee Huseini nehmen und den auch featuren, als Besitzer und seine Perspektive auf den Gegenstand und dessen Bedeutung? Das ging aus tansanischer Sicht gar nicht. Unser Kurator meinte – Jimson und andere haben ihm beigepflichtet: Wie stellen wir dann sicher, dass das für alle gilt? Wenn wir jetzt hier diesen Menschen in den Vordergrund stellen, ist es irgend-

wie nicht die Essenz. Jedenfalls meinten die Kollegen und Kolleginnen: Nein, können wir nicht machen. Wir müssen schon versuchen, allgemeingütige Aussagen zu diesen Objekten zu treffen.

Wie soll es weitergehen für fahari yetu und das Iringa Boma Museum?

Ja, Herausforderungen und Zukunft? Wir hatten Interessenskonflikte, Repräsentationskonflikte zwischen Privatleuten, der Regierung und auch uns als Universität oder uns als Projekt. Das ist mittlerweile nicht mehr so problematisch.

Du meinst Universität und Regierung?

Die Regierung mit ihrem Interesse, Privatleute wie die *Chief*-Familie mit ihren Interessen, wir als Akteur, der ein Interesse hat, sich als Institution zu entwickeln und in dem Ganzen sichtbar zu sein. Jedenfalls war das ein längerer Prozess, das zusammenzubringen und an einem Strang zu ziehen als Iringa, als Stadt-Gemeinschaft. Es hat länger gedauert, als gedacht, bis die Leute sich mit dem Projekt auseinandersetzten: Was soll da eigentlich gemacht werden, was hilft uns das hier in Iringa, oder was hilft es mir persönlich, dass dieses Museum aufgebaut wird? Auch die *Communities* waren anfangs eher gleichgültig, nach dem Motto: So ein Museum, das wird doch wieder etwas für Ausländer oder Touristen, aber es betrifft mich eigentlich nicht persönlich. Das wollten wir vermeiden. Wir wollten ja etwas, womit sich gerade die *Community* identifizieren kann. Im Vorfeld haben wir sehr abstrakt gesprochen: Wir haben das vor, und was könnt ihr euch denn dazu vorstellen. Da waren vielleicht einige *focus groups* ein wenig überfordert.

Weil es kein Bild im Kopf gab?

Genau, was bedeutet es überhaupt, Geschichte und Kultur aufzuarbeiten? Erst seit das Museum wirklich steht und die Leute das Ergebnis vor Augen haben, hingehen und Sachen anfassen können, seitdem zeigen die Leute nach und nach Interesse. Keiner schießt uns mehr quer, seit wir das Gebäude da stehen haben, das jeden Tag geöffnet hat. Vorher hattest du ab und zu von bestimmten Regierungseinheiten Probleme, oder die *Chief*-Familie, die Geschichte mit dem Zahn. Jetzt wird es mehr und mehr angenommen von den Menschen in Iringa. Eine andere Geschichte ist die finanzielle Nachhaltigkeit. Das beschäftigt uns gerade am meisten. Wir hatten die EU-Förderung, die im letzten Jahr ausgelaufen ist, mit der wir die ganze Struktur geschaffen haben. Aber das Museum trägt sich noch nicht selber.

Es gibt wahrscheinlich selten ein Museum, das sich finanziell selber trägt?

In Europa und den USA ist es Aufgabe des Staates, dafür zu sorgen, dass Museen am Laufen gehalten werden, oder eben reicher Privatstiftungen. Aber in Tansania hat die Regierung kein Geld, um das nachhaltig zu bewirtschaften. Wir haben das Gebäude jetzt als Uni gepachtet, um das Museum auf sechs Jahre zu bewirtschaften. Aber wir müssen Einnahmen kreieren und wieder Fördergelder erhalten. Es muss natürlich noch weiter beworben werden, um noch mehr Besucher zu bekommen. Nationale und internationale Organisationen mieten unseren Konferenz-Raum. Wir bekommen Miete vom Unterpächter des Cafés. Das Geld reicht aus, um Strom, Wasser, *Maintenanc*e zu bezahlen, aber für die Gehälter unserer Angestellten ist es im Grunde genommen zu wenig.

Wie kann man mehr Geld einnehmen?

Eine Idee ist, dass wir selber Besucher mitnehmen, Stadttouren machen zu diesem Stein Gangilonga, auf den man klettern kann, oder zu Höhlenmalereien in Iringa, noch innerhalb der Stadtgrenzen – weitere Kommerzialisierung.

In Deutschland läuft die Debatte um Provenienzforschung und Restitution. Es gibt Unmengen von geraubten Kulturgütern, speziell auch aus Tansania und Iringa in Deutschland. Hat schon jemand versucht, euch als Kooperationspartner zu gewinnen für Projekte, für die auch finanzielle Unterstützung kommen müsste? Eigentlich müssten sich deutsche Museen mit ihren Beständen mal überlegen, wer lokale und regionale Kooperationspartner wären in den Herkunftsländern ihrer Objekte.

In der Ethnologischen Sammlung in Göttingen zum Beispiel gibt es einiges aus Tansania, nicht alles aus der Kolonialzeit. Wir haben uns zusammengesetzt und gefragt, wie könnte man zusammenarbeiten. Wie kann man an diesem Material, das im Speicher steht, gemeinsam arbeiten, die Herkunft erforschen, die Objekte interpretieren und möglicherweise auch noch die Rückführungsfrage angehen. Da sind wir noch nicht zu einem Punkt gekommen. Ist das Material, was dann zurückgeführt werden sollte, oder nicht? Wie weit wurde das damals legal akquiriert, oder nicht? Aber schon die Idee, dass man gemeinsam an neuen temporären Ausstellungen arbeitet und möglicherweise auch Stücke zurückführt, bei denen es Sinn macht und die in unserem Kontext auch aussagekräftig sind, ist richtig. Zur Restaurierung historischer Gebäude aus der Kolonialzeit hatten wir auch Anfragen.

Es gibt ja neben den staatlichen Museen nicht viele Ansprechpartner in Tansania für Provenienzund Restitutionsfragen. Wenn man an das Humboldt-Forum denkt, das ja offensichtlich große Probleme mit dem Thema hat, sollte man vermuten, dort wird verzweifelt nach Kooperationspartnern in ehemaligen deutschen Kolonialgebieten gesucht, um ihre Glaubwürdigkeitsprobleme in den Griff zu kriegen?

Wir sind ja auch noch klein und jung, unser Bekanntheitsgrad ist noch nicht so hoch. Vielleicht ist es auch noch nicht vorgedrungen zu den richtigen Stellen und daran können wir vielleicht noch arbeiten.

Wird es überhaupt wahrgenommen in Tansania, auch von den Historikern, Museumsleuten, welche Debatten in Deutschland über Kolonialgeschichte laufen und über die Frage von geraubten Kulturgütern, wie man so etwas ausstellt?

Raub von Gegenständen scheint eher keine große Rolle zu spielen. Im tansanischen Kontext nehme ich das nicht so wahr. Es gibt eine Debatte darüber, ob es nicht Reparationsleistungen geben sollte – es haben ja Gruppen in Namibia angefangen, offiziell Reparationen von der deutschen Regierung zu fordern. Und die Diskussion läuft auch am Rande in Tansania. Wieweit das gediehen ist, weiß ich nicht. Der Diskurs um die Kolonialgeschichte wird nach wie vor relativ stark von Europa aus geprägt. Die Art und Weise, wie die Geschichte erzählt wird, wird in großen Teilen von uns als europäischen und deutschen Forschern geschaffen. Es gibt ein gewisses Gefühl, dass die Geschichte mehr aus einer afrikanischen Perspektive erzählt werden sollte. Dass es nicht immer wieder Deutsche sind, die kommen, schreiben, publizieren und dann ist das die Kolonialgeschichte, die akzeptiert wird.

Unsere Wissensmaschine ist gut geölt. Wir kommen, holen, schreiben, publizieren. Und werden natürlich unterstützt durch Stiftungen und Universitätsanstellungen, eingefahrene Publikationswege und Rezeptionswege, durch die Reputation unserer Universitäten und Abschlüsse. Die Maschine läuft weiter, die Interpretationen werden andere. Darf ich zum Abschluss nochmal zum Zahn Mkwawas zurückkommen? Was würdest du sagen, waren die Interessen der Familie von Tom von Prince, die das Thema aufgebracht haben?

Es schien einen Schuldkomplex in der Familie gegeben zu haben. Sie hatten das Gefühl, das ist Unrecht, was unser Opa oder Uropa gemacht hat. Einige meinten auch, der Zahn bringe der Familie Unglück. Kennst du die WDR-Dokumentation zum Thema (*Der Zahn des Häuptling – Versöhnungsreise nach Tansania*, D 2015)? Da werden verschiedene Familienmitglieder interviewt, und die sagen einhellig, der Zahn habe einen Fluch auf die Familie gebracht. Es gibt verschiedene Krankheitsbiografien, auch psychische Erkrankungen. Um Frieden zu schließen mit der eigenen Familiengeschichte, wollten sie den Zahn zurückgeben. Es wurde auch dokumentiert, wie sie auf die Familie treffen, wie sie am Grab von Mkwawa stehen – ein junger Mann in dieser Familie, der ist komplett aufgelöst, als ob eine riesige Last von seiner Seele gefallen ist.

Wie wurde das von den Nachkommen Mkwawas aufgenommen?

Die wussten vorher nicht, dass der Zahn existierte. Aber die interessierten sich schon dafür, vielleicht war es emotional nicht so eng an ihnen dran wie an der Prince-Familie. Es gab gewisse finanzielle Interessen der Mkwawa-Familie – denn mit dem Zahn kam wieder hoch, was damals eigentlich passiert ist an Unrecht. Aber auch: Was bedeutet das eigentlich, wenn dieses Relikt zurückkommt? Und wo soll das eigentlich hin, wer soll es haben in der Familie? Das war ein Punkt, den die Familie wohl länger diskutiert hat. Der Zahn kam zurück und ein halbes Jahr später starb der damalige *Chief* und es wurde gefragt: War das vielleicht wegen dem Zahn – diese böse Energie, in der deutschen Familie, aber auch in Iringa? Der Zahn liegt jetzt bei der Tochter des verstorbenen *Chiefs* und sie weiß wohl auch nicht richtig, was sie damit tun soll.

Wie würdest du die politische Stellung der Mkwawa-Familie beschreiben – man sagt ja immer Chief, das ist aber ein inoffizieller Titel?

Ja, in Tansania wurde jegliche formelle Anerkennung von *Chiefs* mit der Unabhängigkeit abgeschafft. Im Afrikanischen Sozialismus Julius Nyereres sollte diese sehr starke ethnische Bindung reduziert werden. Das ist also ein informeller Titel, den die Leute nach wie vor tragen, und diese Leute haben natürlich in der Hehe-Gesellschaft ein großes Gewicht.

Habt ihr weitere Ideen und Pläne für fahari yetu?

Wir wollen das *Community Outreach* weiterentwickeln. Wir haben ja schon mit Musik- und Tanzgruppen, Töpfergruppen gearbeitet, gewissermaßen schon Kapazitäten entwickelt. Es gibt auch historische Stätten in der Stadt oder im Umland, die wir mit Touristengruppen besuchen könnten. Wir könnten lokale Gruppen einbinden, die mit diesen Sites zusammenhängen. Die touristische Erschließung soll weitergehen. Wir haben das Militärhospital restauriert. Im Stadtkern von Iringa gibt es noch die alte Militärstation, die eigentliche *Boma*,

das erste Gebäude der Stadt, das unter von Prince erbaut wurde. Vom Hauptgebäude ist noch ein guter Teil erhalten und steht leer. Es gehört zur Polizei. Nach den Deutschen hatten es auch die Briten und der neue Staat Tansania als Polizeistation benutzt, bis in den 1970ern ein neues Polizeigebäude errichtet wurde. Aber es steht noch dort auf dem Platz, im gleichen Compound im Hintergrund. Die Regierung hat schon ein gewisses Interesse signalisiert, es abzugeben, wenn wir ein Konzept und eine Finanzierung hätten. Unsere Idee wäre, vielleicht ein historisches Gasthaus oder Hotel einzurichten. Das würde Einkommen generieren. Hotels laufen in Iringa ganz gut und diese Einnahmen würden direkt dem ganzen Programm zu Gute kommen. Der Weg zwischen der Militärstation und unserer Boma führt am Garden vorbei, einem kleinen Park, der zu deutschen Kolonialzeiten angelegt wurde. Er liegt mitten im Stadtzentrum, und man könnte ihn für Events und Freizeitangebote nutzen. Vielleicht entsteht so eine Art historisches Viertel.

Habt ihre weitere historische Orte im Auge?

Die Militärstation verweist auf die grausame Seite der Kolonialgeschichte. Die Besatzer haben viele Leute hingerichtet. Um Druck auf die Hehe auszuüben, als Mkwawa sich im Busch versteckte, haben sie vermeintliche oder wirkliche Helfer Mkwawas ermordet. Eine Art Prozession führte durch die Stadt, von der Militärstation, wo sie verurteilt wurden, zu einem Hinrichtungsplatz, *Kitanzini* (= »zum Galgenstrick«). An diesem Ort haben wir vor Jahren eine Gedenkstatue errichtet. Früher hat da ein Baum gestanden und Ketten. Die Verurteilten wurden wohl erschossen und gehängt. Dieser Ort war der lokalen Bevölkerung immer wichtig. In den Diskussionen mit den *focus groups* zeigte sich *Kitanzini* als Ort der Erinnerung an die Ungerechtigkeit und die Grausamkeit, die durch den Kolonialismus exerziert wurde. Auch die Verbindung zum *Ruaha-Nationalpark* ist interessant – *Wildlife-Tourismus* ist das große Ding auch in Iringa. Man könnte die Stadt und die Geschichte mit dem Nationalpark verbinden. Auf dem Weg dahin liegen einige geschichtliche Orte, Mkwawas Grab zum Beispiel.

Das ist ein großes Programm. Wann fährst du zurück?

Ich bin jetzt erst einmal hier bis Ende des Jahres und muss meine Doktorarbeit fertig machen.

Danke für das Gespräch!